

dtv

Die schöne, zynische Marquise de Merteuil und der Libertin Vicomte de Valmont spinnen aus Bösartigkeit und Rachsucht eine ausgeklügelte Intrige. Doch mit der Zeit entgleitet den beiden ihr Projekt, und was am Ende bleibt ist ein Schlachtfeld, das sowohl Schuldige als auch Unschuldige zu Fall bringt. Choderlos de Laclos entwickelt ein vielstimmiges Tableau von Korruption und Zügellosigkeit in der dekadenten höfischen Gesellschaft des Ancien régime. Der berühmte Briefroman war bereits bei seinem Erscheinen 1782 eine Sensation – noch zu Lebzeiten des Autors erreichte er einundzwanzig Auflagen. Gefeierte, aber auch als unmoralisch gebrandmarkt, gewann der Roman über die Jahrhunderte immer mehr an Bedeutung und wurde 1999 von der Académie Goncourt zum wichtigsten Werk der französischen Literatur ernannt.

Pierre-Ambroise-François Choderlos de Laclos, geboren am 18. Oktober 1741 in Amiens, stammte aus einer neuadeligen Familie und war zunächst Offizier in der königlichen Armee. Durch einen Erlaß im Jahre 1774, der die obersten Militärränge allen nicht mindestens in vierter Generation Adeligen verbot, wurde seine Karriere verhindert. Den daraus resultierenden Groll gegen den Hochadel verarbeitete er in seinem Briefroman ›Gefährliche Liebschaften‹. Während der Revolution stand er auf Seiten der Jakobiner und überarbeitete Robespierres Reden. Unter Napoleon wurde er Artillerieoffizier und General. Choderlos de Laclos starb am 5. September 1803 in Tarent.

Pierre-Ambroise-François
Choderlos de Laclos

Gefährliche
Liebschaften

oder

Briefe gesammelt in einer
Gesellschaft und veröffentlicht
zur Unterweisung einiger anderer

Aus dem Französischen von
Wolfgang Tschöke

Mit einem Nachwort von
Elke Schmitter

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:
Les Liaisons dangereuses (1782)

Vollständige Ausgabe
Mai 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2003 Carl Hanser Verlag München Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes ›Ruhendes Mädchen‹ (1752)
von François Boucher
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13560-3

»Ich sah die Sitten meiner Zeit
Und machte diese Briefe bekannt.«
Jean-Jacques Rousseau,
Vorwort zu »La Nouvelle Heloise«

VORBEMERKUNG DES VERLEGERS

Wir glauben, das Publikum darauf hinweisen zu müssen, daß wir trotz dem Titel dieses Werkes und ungeachtet dessen, was der Herausgeber in seiner Vorrede dazu sagt, für die Echtheit dieser Sammlung nicht einstehen können, und daß wir sogar gute Gründe haben anzunehmen, es handle sich nur um einen Roman.

Mehr noch scheint uns, daß der Verfasser dem Anschein nach gleichwohl um Wahrscheinlichkeit bemüht war, dies aber selbst vereitelt hat, und zwar noch recht ungeschickt durch die Epoche, wohin er die Ereignisse verlegt, die er bekannt macht. Tatsächlich sind einige der Personen, die er aufführt, so sittenlos, daß man unmöglich annehmen kann, sie haben in unserem Jahrhundert gelebt; in diesem Jahrhundert der Philosophie, in dem die Aufklärung, allseits verbreitet, alle Männer und alle Frauen, wie jedermann weiß, so bescheiden und zurückhaltend gemacht hat.

Unserer Ansicht nach konnten sich die in diesem Werk berichteten Abenteuer, wenn an ihnen etwas Wahres sein sollte, nur an anderen Orten und zu anderen Zeiten zugetragen haben; und wir tadeln den Verfasser sehr, der, augenscheinlich verlockt von der Hoffnung, dadurch größeres Interesse zu wecken, sich seinem Jahrhundert annähert und seinem Land, und es gewagt hat, in unserer Kleidung und mit unseren Gebräuchen eine Sittlichkeit und Moral aufzuführen, die uns so fremd sind.

Um zumindest, sofern es in unserer Macht steht, den allzu leichtgläubigen Leser vor jeder diesbezüglichen Überraschung zu bewahren, stützen wir unsere Meinung durch eine Überlegung, die wir ihm getrost vorlegen, da sie uns schlagend und unwiderlegbar erscheint: die gleichen Ursachen würden doch wohl die gleichen

Wirkungen hervorbringen, und doch sehen wir heute weder ein Fräulein mit sechzigtausend Livres Rente, die Nonne wird, noch eine Präsidentin, jung und hübsch, sich zu Tode grämen.

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Dies Werk, oder vielmehr diese Sammlung, die das Publikum vielleicht noch zu umfangreich finden wird, enthält gleichwohl nur die kleinere Anzahl von Briefen aus dem ganzen Briefwechsel, dem sie entnommen ist. Von den Personen, auf die er gekommen war und deren Absicht ihn zu veröffentlichen ich kannte, mit dem Orden der Briefe beauftragt, forderte ich als Lohn für meine Mühe nur die Erlaubnis, alles auszusondern, was mir überflüssig vorkomme, und so war ich denn bestrebt, in der Tat nur jene Briefe aufzunehmen, die mir nötig schienen für das Verständnis der Begebenheiten oder die Schilderung der Charaktere. Nimmt man zu dieser unbedeutenden Arbeit noch jene hinzu, die beibehaltenen Briefe in eine Ordnung zu bringen, eine Ordnung, bei der ich mich sogar beinahe immer an die Datierungen hielt, schließlich noch einige wenige und kurze Anmerkungen, die zumeist keinen anderen Zweck haben, als die Quelle einiger Zitate anzugeben oder einige der Kürzungen zu begründen, die ich vorzunehmen mir erlaubte, so kennt man schon den ganzen Anteil, den ich an diesem Werk habe. Weiter erstreckte sich mein Auftrag nicht.*

Ich hatte weiterreichende Änderungen vorgeschlagen, alle bezogen auf die Reinheit von Ausdrucksweise und Stil, gegen die man zahlreiche Verstöße finden wird. Ich wäre auch gern berechtigt gewesen, einige überlange Briefe zu kürzen, deren mehrere getrennt voneinander und beinahe übergangslos Dinge behandeln, die nichts

* Ich muß auch darauf hinweisen, daß ich die Namen aller Personen, von denen in diesen Briefen die Rede ist, weggelassen oder geändert habe, und sollten sich unter der Anzahl jener, durch die ich sie ersetzt habe, welche finden, die jemandem gehören, so wäre das nur ein Versehen meinerseits, aus dem keinerlei Schlüsse gezogen werden sollten.

miteinander zu tun haben. Diese Arbeit, die nicht gestattet wurde, hätte wohl nicht genügt, dem Werk Verdienste zu verleihen, wohl aber zumindest einen Teil seiner Mängel behoben.

Man hielt mir entgegen, daß man die Briefe selbst veröffentlichen wollte und nicht nur ein Werk, das an Hand dieser Briefe verfaßt wurde; daß es ebenso gegen die Wahrscheinlichkeit wie gegen die Wahrheit verstoße, wenn acht bis zehn Personen, die zu diesem Briefwechsel beigetragen haben, alle mit der gleichen Reinheit der Sprache geschrieben hätten. Und als ich geltend machte, daß es im Gegenteil keine einzige darunter gebe, die nicht grobe Fehler gemacht habe, und daß es an Kritik nicht fehlen werde, erhielt ich zur Antwort, jeder vernünftige Leser sei sicherlich darauf gefaßt, in einer Sammlung von Briefen einiger Privatleute Fehler zu finden, da ja in all den bis heute veröffentlichten Briefen verschiedener geschätzter Autoren und sogar solchen einiger Mitglieder der Akademie, man keinen einzigen finde, der gegen diesen Vorwurf völlig gefeit sei. Diese Argumente überzeugten mich nicht, und ich finde nach wie vor, sie sind leichter vorzubringen als anzuerkennen; ich hatte aber nicht das letzte Wort zu sagen und fügte mich. Nur behielt ich mir vor, mich dagegen zu verwahren und zu erklären, daß ich diese Ansicht nicht teile; was ich hiermit tue.

Was nun das Verdienst angeht, das dies Werk haben mag, so steht es mir vielleicht nicht an, mich darüber zu äußern, zumal meine Meinung niemanden beeinflussen soll noch kann. Indessen mögen diejenigen, die gerne wissen, womit sie zu rechnen haben, bevor sie anfangen, ein Buch zu lesen, weiterlesen: die anderen werden gut daran tun, gleich zum Werk selbst überzugehen; sie sind schon im Bilde.

Zunächst muß ich sagen, daß ich zwar der Veröffentlichung dieser Briefe zuriet, das räume ich ein, dennoch weit davon entfernt bin, auf ihren Erfolg zu hoffen: Und

man nehme diese Aufrichtigkeit von meiner Seite nicht als geheuchelte Bescheidenheit eines Autors, weil ich mit derselben Freimütigkeit erkläre, daß ich mich mit dieser Sammlung nicht abgegeben hätte, wäre sie mir nicht wert erschienen, dem Publikum vorgelegt zu werden. Ich will versuchen, diesen offenkundigen Widerspruch aufzulösen.

Das Verdienst eines Werkes besteht in seinem Nutzen oder seiner Annehmlichkeit und sogar aus beiden, wenn es dafür geeignet ist. Aber der Erfolg, der nicht immer ein Beweis für das Verdienst ist, rührt oft mehr von der Wahl des Gegenstandes her als von seiner Behandlung, mehr von der Gesamtheit dessen, was es vorstellt als von der Art und Weise, wie es vorgestellt wird. Da diese Sammlung, wie der Titel schon sagt, die Briefe eines ganzen Gesellschaftskreises enthält, herrscht darin eine Mannigfaltigkeit der Interessen, die jene des Lesers vielleicht mindert. Da außerdem fast alle Empfindungen, die darin ausgedrückt werden, erheuchelt oder versteckt sind, können sie sogar nur Neugierde wecken, die immer weit unter der Empfindung steht und überhaupt weniger zur Nachsicht führt, aber um so viel mehr die Fehler in den Einzelheiten wahrnimmt, als diese sich unaufhörlich dem einzigen Verlangen entgegenstellen, das die Neugier befriedigen will.

Diese Fehler werden vielleicht zum Teil aufgewogen durch einen Vorzug, der ebenso in der Natur des Werkes liegt. Es ist dies die Mannigfaltigkeit der Stile, ein Verdienst, das ein Autor nur schwerlich erreicht, das sich hier aber von selbst einstellt und zumindest vor der Langeweile der Einförmigkeit bewahrt. Manche Leser werden auch noch eine beachtliche Zahl von Beobachtungen schätzen, sei es, daß sie neu oder wenig bekannt sind und sich in diesen Briefen eingestreut finden. Das ist aber auch alles an Vergnügen, wie ich glaube, auf das man hoffen kann, selbst wenn man sie mit der größten Nachsicht begutachtet.

Der Nutzen des Werks, wiewohl vielleicht noch heftiger in Abrede gestellt, scheint mir indes leichter zu begründen. Mindestens erscheint es mir als Dienst an der Sittlichkeit, wenn man die Mittel enthüllt, deren sich die Sittenlosen bedienen, um die Sittlichen zu verderben, und ich glaube, daß diese Briefe daran kräftig mitwirken können. Es finden sich darin auch Beweis und Exempel zweier bedeutender Wahrheiten, die man für verkannt halten möchte, wenn man sieht, wie wenig sie beherzigt werden: die eine ist, daß jede Frau, die einwilligt, in ihrer Gesellschaft einen sittenlosen Mann zu empfangen, schließlich sein Opfer wird; die andere, daß jede Mutter zumindest unklug handelt, wenn sie es leidet, daß jemand anderes als sie selbst das Vertrauen ihrer Tochter besitzt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts könnten dabei noch lernen, daß die Freundschaft, die sittenlose Personen ihnen so umstandslos entgegenzubringen scheinen, immer nur eine gefährliche Falle ist, und ebenso verhängnisvoll für ihr Glück wie für ihre Tugend. Indessen scheint mir, daß der Mißbrauch, der immer so nah beim Guten liegt, hier nur allzu sehr zu fürchten ist, und weit davon entfernt, diese Lektüre der Jugend zu empfehlen, scheint es mir sehr wichtig, von ihr alle Bücher dieser Art fernzuhalten. Der Zeitpunkt, an dem dieses hier aufhören kann gefährlich zu sein und nützlich zu werden, scheint mir sehr gut von einer Mutter erfaßt worden zu sein, die nicht nur Geist, sondern gesunden Verstand für ihr Geschlecht besitzt. »Ich möchte annehmen«, sagte sie mir, nachdem sie das Manuskript dieses Briefwechsels gelesen, »daß ich meiner Tochter einen rechten Dienst erwiese, wenn ich ihr dieses Buch an ihrem Hochzeitstag gäbe.« Wenn alle Mütter so dächten, würde ich mich ewig glücklich preisen, es veröffentlicht zu haben.

Aber selbst von dieser günstigen Voraussetzung ausgehend, kommt es mir nichtsdestoweniger so vor, als daß diese Sammlung den wenigsten gefallen dürfte. Die ver-

derbten Männer und Frauen haben alles Interesse, ein Werk ins Geschrei zu bringen, das ihnen schaden kann, und da es ihnen nicht an Geschicklichkeit mangelt, wird es ihnen vielleicht gelingen, die Eiferer auf ihre Seite zu bringen, aufgeschreckt durch diese Schilderung von Sittenlosigkeit, die man vorzulegen sich nicht gescheut hat.

Die vorgeblichen Freigeister werden sich überhaupt nicht für eine fromme Frau interessieren, die sie schon allein deswegen für ein einfältiges Weibsbild halten, während die Frommen über den Fall der Tugend empört sein und sich beklagen werden, daß die Religion sich allzu machtlos zeige.

Auf einer anderen Seite wird Leuten mit einem feinen Geschmack der allzu einfache und fehlerhafte Stil einiger dieser Briefe verleidet sein, wohingegen der Großteil der Leser, von dem Gedanken verleitet, alles Gedruckte sei die Frucht mühsamer Arbeit, glauben wird, in einigen anderen die gezwungene Manier eines Autors zu sehen, der hervorschaute hinter den Personen, die er sprechen läßt.

Schließlich wird es ganz allgemein heißen, jedes Ding taue nur an seinem Platz, und wenn für gewöhnlich der allzu gefeilte Stil des Autors Gesellschaftsbriefe ihrer Anmut beraubt, so werden die Nachlässigkeiten darin zu echten Fehlern und machen sie unerträglich, wenn man sie in Druck gibt.

Ich gestehe freimütig, daß all diese Vorwürfe begründet sein können: ich glaube auch, daß ich darauf antworten könnte, selbst ohne die Länge eines Vorworts zu überschreiten. Man muß aber einsehen, daß das Werk, sollte man auf alles antworten müssen, auf nichts antworten könnte; und wäre dies meine Auffassung, dann hätte ich gleich das Vorwort und das Buch dazu weggelassen.

ERSTER TEIL

ERSTER BRIEF

Cecile Volanges an Sophie Carnay bei den Ursulinerinnen von ...

Du siehst, liebe Freundin, ich halte Wort, und die Hauben und der Kopfputz beanspruchen nicht meine ganze Zeit, es bleibt mir immer noch etwas für Dich. Und doch habe ich heute an diesem einzigen Tag mehr Putz gesehen als in den vier Jahren, die wir zusammen verbracht haben; und ich glaube, die hochnäsige Tanville* wird bei meinem ersten Besuch, wo ich gewiß gedenke, sie rufen zu lassen, mehr Ärger ausstehen, als sie glaubte uns anzutun, jedesmal wenn sie uns *in fiocchi* besuchte. Mama hat mich bei allem zu Rate gezogen; sie behandelt mich gar nicht mehr so sehr als Schulmädchen wie früher. Ich habe meine eigene Kammerfrau; ich habe eine Schlafstube und ein Studierzimmer für mich allein, und ich schreibe dir an einem sehr hübschen Sekretär, zu dem man mir den Schlüssel ausgehändigt hat und in dem ich verschließen kann, was immer ich will. Mama hat mir gesagt, ich dürfe jeden Tag bei ihrem Aufstehen dabei sein; es reiche aus, wenn ich bis zum Diner frisiert bin, weil wir immer allein wären, und sie würde mir dann jeden Tag die Stunde sagen, zu der ich mich am Nachmittag bei ihr einzufinden habe. Den Rest der Zeit habe ich zu meiner Verfügung, und ich habe meine Harfe, meine Zeichensachen und Bücher wie im Kloster; bloß daß Mutter Perpetua nicht da ist, um mich auszuschelten, und daß es nur bei mir liegt, immerfort gar nichts zu tun: aber da ich nicht meine Sophie zum Plaudern und zum Lachen habe, mag ich mich ebenso gern anders beschäftigen.

Es ist noch nicht fünf Uhr, ich muß erst um sieben bei

* Klosterschülerin desselben Klosters

Mama sein: da wäre ja nun genügend Zeit, wenn ich Dir nur etwas zu erzählen hätte! Aber man hat mit mir noch über gar nichts gesprochen; und ohne die Zurichtungen, die ich um mich sehe und die Anzahl der Putzmacherinnen, die alle für mich kommen, würde ich glauben, daß man mich gar nicht zu verheiraten gedenkt und daß alles wieder einmal nur albernes Geschwätz von der guten Josephine* ist. Indes hat Mama mir so oft gesagt, eine junge Dame müsse so lange im Kloster bleiben, bis sie heiratet, daß, da sie mich nun mal herausgenommen hat, Josephine ja wohl recht haben muß.

Eben hält gerade eine Kutsche am Tor und Mama läßt mir sagen, daß ich sofort zu ihr kommen soll. Wenn das der Herr wäre? Ich bin noch nicht richtig angekleidet, die Hand zittert mir und das Herz klopft. Ich habe die Kammerfrau gefragt, ob sie wisse, wer bei meiner Mutter sei: »Gewiß«, sagte sie zu mir, »es ist Monsieur C***.« Und sie lachte. O! Ich glaube, er ist es. Ich komme bestimmt wieder zurück und erzähle Dir, was passiert ist. Fürs erste ist das immerhin sein Name. Ich darf nicht auf mich warten lassen. Adieu, bis gleich.

Wie wirst Du Dich über die arme Cecile lustig machen! O! Ich war ganz schön beschämt! Aber Du wärest auch darauf hereingefallen, wie ich. Als ich bei Mama eintrat, sah ich einen schwarzgekleideten Herrn neben ihr stehen. Ich grüßte ihn so artig ich konnte und blieb stehen, ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. Du wirst Dir denken können, wie genau ich ihn musterte! »Madame«, sagte er zu meiner Mutter, indem er mich grüßte, »welch bezauberndes Fräulein, und ich weiß mehr denn je Eure Güte zu schätzen.« Auf diese eindeutige Äußerung befahl mich ein Zittern, daß ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, ich fand einen Sessel und setzte mich hinein, ganz rot und ganz aus der Fassung. Ich saß kaum, schon hatte ich den Mann zu mei-

* Pförtnerin im Kloster

nen Knien. Da verlor nun Deine arme Cecile den Kopf; ich war, wie Mama gesagt hat, ganz verschreckt. Ich erhob mich mit einem durchdringenden Schrei; ... weißt Du, wie an dem Tag mit dem Donner. Mama lachte laut heraus und sagte: »Nun, was habt Ihr denn? Setzt Euch und haltet dem Herrn Euren Fuß hin.« Und tatsächlich, liebe Freundin, war der Herr ein Schuhmacher. Ich kann Dir nicht sagen, wie beschämt ich war: zum Glück war nur Mama dabei. Ich glaube, wenn ich verheiratet bin, werde ich mich dieses Schuhmachers da nicht mehr bedienen.

Gib zu, daß wir so richtig in allem bewandert sind! Adieu. Es ist fast sechs Uhr, und meine Kammerfrau sagt, ich muß mich ankleiden. Adieu, meine liebe Sophie; ich liebe Dich, als wäre ich noch bei Dir im Kloster.

PS Ich weiß nicht, durch wen ich diesen Brief bestellen soll: so will ich denn warten, bis Josephine kommt.

*Paris, den 3. August 17***

ZWEITER BRIEF

*Die Marquise de Merteuil
an den Vicomte de Valmont im Schloß zu ...*

Kehrt zurück, mein lieber Vicomte, kehrt zurück: was schafft Ihr, was habt Ihr zu schaffen bei einer alten Tante, deren gesamtes Hab und Gut Euch schon vermacht ist? Reist auf der Stelle ab; ich brauche Euch. Mir ist ein glänzender Einfall gekommen und ich will Euch gern mit seiner Ausführung betrauen. Diese wenigen Worte mögen genügen und, nur allzu beehrt mit meiner Wahl, solltet Ihr eilfertig herkommen und kniefällig meine Befehle entgegennehmen: aber Ihr mißbraucht meine Gunst, sogar seit Ihr sie nicht mehr gebraucht; und vor die Wahl gestellt zwischen ewigem Haß und übermäßi-

ger Nachsicht, will es Euer Glück, daß meine Güte ob-siegt. Ich will Euch also doch von meinen Plänen unter-richten: aber schwört mir, daß Ihr als treuer Ritter auf kein anderes Abenteuer auszieht, bevor Ihr dieses nicht zu Ende gebracht habt. Es ist eines Helden würdig: Ihr werdet der Liebe und der Rache dienen; es wäre dann eine Ruchlosigkeit mehr, die zu Euren Memoiren käme: zu Euren Memoiren, jawohl, denn ich will, daß sie eines Tages gedruckt werden, und ich übernehme es, sie zu schreiben. Aber lassen wir das und kommen zu dem, was ich mir angelegen sein lasse.

Madame de Volanges verheiratet ihre Tochter: das ist noch ein Geheimnis; aber sie hat es mir gestern mitgeteilt. Und wen, glaubt Ihr, hat sie als Schwiegersohn ausgewählt? Den Comte de Gercourt. Wer mir je gesagt hätte, daß ich die Cousine von Gercourt würde. Ich bin rasend vor Wut darüber ... Nun, aber? Ihr erratet es noch nicht? Was für eine Begriffsstutzigkeit! So habt Ihr ihm also das Abenteuer mit der Intendantin vergeben? Und ich, habe ich mich über ihn nicht noch mehr zu beklagen, Ungeheuer das Ihr seid?* Aber ich besänftige mich und die Hoffnung auf Rache erheitert mich wieder.

Ihr seid, geradeso wie ich, hundertmal verstimmt gewesen von der Wichtigkeit, die Gercourt seiner künftigen Frau beimißt und von dem albernen Dünkel, der ihn glauben macht, er werde dem unvermeidlichen Schicksal entgehen. Ihr kennt seine lächerliche Voreingenommenheit für die klösterliche Erziehung und sein Vorurteil, weit lächerlicher noch, in Hinsicht der Zurückhaltung von blonden Frauen. Ich möchte wahrhaf-

* Zum Verständnis dieser Stelle muß man wissen, daß der Comte de Gercourt die Marquise de Merteuil verlassen hatte wegen der Intendantin de ***, die ihm ihrerseits den Vicomte de Valmont opferte, worauf die Marquise und der Vicomte sich miteinander verbanden. Da dieses Abenteuer den Ereignissen, von denen in diesen Briefen die Rede ist, weit vorausgeht, glaubten wir, den ganzen Briefwechsel weglassen zu dürfen.